Zeitschrift: Archiv für Thierheilkunde
Herausgeber: Gesellschaft Schweizerischer Thierärzte
Band: 15 (1846)
Heft: 2

Buchbesprechung: Literatur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

den, wo, wie hier, die Krankheit nur ſporadiſch vorkommt. — Auf dieſe Weiſe iſt es vielleicht möglich, die Veranlaßung der Krankheit und eine angemeſſene Therapie zu finden, die bis jetzt vergeblich geſucht wurde; die allermeiſten Thiere ſtarben bei den verſchiedenſten Heilmethoden, und ſelbſt die Brouſſais'ſche antiphlogiſtiſche Methode, in hohem Grade angewendet, weil ſie ſo ſehr indizirt ſchien, hat wegen ihrer Erfolgloſigkeit verlaſſen werden müſſen.

VII.

Literatur.

1.

Etwas über die preußiſche Pferdezucht und ihre Geſchichte ſeit dem Tode Friedrichs des Großen. Von Dr. Theobald Renner, Hofrath und Prof. der Thierheilkunde und der vergleichenden Anatomie in Jena ꝛc. Weimar 1846.

Nachdem der Verf. Tadel ausgeſprochen, wie man es mit der Pferdezucht in Preußen betrieben, wobei er vorzüglich die Sucht im Auge zu haben ſcheint, Alles zu engliſiren, ſo geht er zur Geſchichte der Pferdezucht ſelbſt über, und bemerkt: vor 1786 habe man in Preußen von Seite des Staates Nichts für die Pferdezucht gethan. Das Hauptgeſtüt in Trakehnen habe die Remonte für die königlichen Züge und Reitbahnen, nicht

aber für den Reitstall Friedrichs des Großen geliefert, welcher ein Vorurtheil gegen preußische und deutsche Pferde hatte, und nur englische von der Landes-, auch wohl Halbblutrasse, in früherer Zeit auch wohl Steppenpferde, sogenannte Polen, ritt. In der Provinz Preußen, der einzigen, in welcher noch etwas erhebliche Pferdezucht gefunden wurde, gab es auch Privatgestüte, aus welchen sich einige Dragonerregimenter remontirten, während die ganze übrige Reiterei und zwar die Küraſſire ihre Pferde aus Holstein und Dänemark, die Dragoner, Husaren und Lanzier dieselben aus dem südlichen Rußland, Polen und der Moldau bezogen, die bei den damaligen Preisen bei der Ablieferung nicht höher denn auf 15 Dukaten das Stück zu stehen kamen. Friedrich ging von dem Grundsatze aus, was das Ausland wohlfeiler liefere, im Inlande nicht erziehen zu wollen. Sein Nachfolger war anderer Ansicht, und suchte die Zucht zur Kavallerie brauchbarer Pferde im Lande zu vermehren. Es zeigt dann der Verfasser, daß schon im 7jährigen Kriege Pferde von spanischer und neapolitanischer Abkunft nach Trakehnen gebracht wurden, daß man ferner Versuche anstellte durch englische Hengste, die Pferdezucht auf diesem Gestüte zu verbessern, dabei aber den Fehler beging, Hengste von zu geringem Werthe anzuschaffen, und er sagt mit Recht, man habe für 200 Thaler, um welche man das Stück kaufte, unmöglich solche Hengste erhalten können, die geeignet waren, den Zustand der Pferdezucht zu verbessern. Besser haben sich hingegen orientalische Pferde bewährt. Sehr rühmt der Verf. die alte Trakehnerrasse, die Wagenpferde waren größer,

im Uebrigen den Reitpferden ähnlich; jene eigneten sich sehr zu Paradezügen, diese für die Schule; beide entwickelten sich langsam, hatten dann aber eine lange Lebensdauer, und waren brauchbar bis ins hohe Alter, was der Verf. durch Beispiele nachzuweisen sucht. Diese Pferde sind nun nach dem Verf. untergegangen und zwar zuerst die Wagenpferde. Der größere Theil der Zuchtthiere wurde verkauft und durch schlechtere ersetzt, in Folge eigenthümlicher, falscher Ansichten der Direktion des Gestütes. Ein zweites Gestüt wurde in Neustadt errichtet. Man wollte die erlangte Größe der englischen Vollblutspferde mit den Eigenschaften ihrer Ahnen vermengen, und das Vornehmen, was man Erfrischung des Blutes nennt, ging aber dabei mit dem unrichtigen Grundsatze zu Werke, die Fohlen müssen im Winter mager sein, wenn sie nur gehen können, damit sie sich vorzüglich auf der Weide ausbildeten. Das Gestüt in Neustadt hatte ein ganz besonderes Schicksal. Als 1806 französische Heere Preußen überzogen, hatte man von Oben herab keinen Befehl, die Gestütspferde in Sicherheit zu bringen, da machte Ammon den Vorschlag, mit denjenigen Thieren, welche den Marsch auszuhalten im Stande seien, in das neutral geglaubte Meklenburg zu fliehen, was ihm endlich gestattet wurde, und glücklich passirte derselbe mit ihnen, die Oder im Angesichte der Franzosen. In starken Tagmärschen kam er mit nach Marienburg, und traf dort den Grafen Lindenau, welcher, auf der Flucht nach Königsberg begriffen, fragte, wie man, ohne seine Einwilligung einzuholen, es habe wagen können, eine solche Maßregel zu ergreifen, und

befahl, mit den Pferden zurückzukehren, welchen Befehl er aber später dahin abänderte, daß dieselben nach Trakehnen geführt werden sollen. Derjenige Theil des Gestüts, welcher nicht so rasch hatte folgen können, wurde später von den Franzosen weggenommen. 1814 wurde ein Theil der Pferde, welche aus dem neustadter Gestüte abstammten, den Franzosen wieder abgenommen und dahin zurückgeführt. Die meiste Schuld, daß die Pferdezucht bis zum Zeitraume von 1814 in Preußen nicht gedeihen wollte, schreibt der Verf. dem Grafen Lindenau zu, der zu rasch die Pferderasse verbessern wollte, fehlerhafte Mittel ergriff, viel Geld dazu brauchte, und den Zweck verfehlte. Mit geringern Mitteln brachte 1814 Jagow, der an die Stelle von Lindenau trat, die Verbesserung der Pferde so weit zu Stande, daß im Jahr 1825 die ganze preußische Kavallerie mit preußischen Pferden beritten gemacht werden konnte; in diesem Jahre starb aber Jagow, und sein Nachfolger Kerbelsdorf hatte schon zum Voraus der Verbesserung der Pferdezucht den Krieg erklärt, indem er vorschlug, alle Gestüte aufzuheben. So viel im Allgemeinen.

Das kleine Werk geht so sehr auf Einzelnheiten ein, auf Beschreibung der Gestalt und Eigenschaften einzelner vorzüglicher Hengste und Stuten, daß es keines eigentlichen Auszugs fähig ist. Es verdient aber ganz besonders von Solchen, die sich die Pferdezucht zu verbessern bemühen, sie mögen in diesem oder jenem Lande es thun wollen, mit Fleiß gelesen zu werden. Es gibt die Fehler an, welche Preußen gemacht hat, um bessere Pferde zu erhalten, und zeigt, daß dasselbe um viel

geringern Preis gute und tüchtige Pferde hätte erhalten können, als es um größere Summen nicht erhielt, weil dabei nicht nach einem festgesetzten Plane verfahren wurde. Jeder, der an die Spitze des die Pferdezucht leitenden Personals trat, hatte andere Prinzipien, der eine verschlechterte, der andere verbesserte, und ein dritter that, was dieser verbessert hatte, abermals verschlechtern, und so hat Preußen, nach der Ansicht des Verf., obgleich sehr bedeutende Summen darauf verwendet wurden, in Beziehung auf Pferdezucht immer noch nicht erreicht, was zu erreichen ist, und was hätte erreicht werden sollen. Sehr ist zu wünschen, daß Alle, denen die Aufgabe geworden ist, auf Verbesserung der Pferde einzuwirken, Preußen sich, wie es in diesem Werke geschildert wird, zum Spiegel nehmen, und die Fehler, welche hier gemacht wurden, meiden möchten.

2.

Ueber einige Seuchenkrankheiten der Hausthiere in Sibirien und im südlichen Rußland. Von Wilhelm Haupt, Oberthierarzt in Moskau. gr. 8. S. 417. Berlin 1845.

In der Vorrede bemerkt der Verf., er sei 1809 in russische Dienste berufen worden, habe dann in Irtutsk eine Anstellung erhalten. 1817 wurde er nach Tobolsk und 1823 in das südliche Rußland, Gouvernement Katharinoslaw versetzt. 1829 nothigten ihn Gesundheitsverhältnisse, dem Staatsdienste zu entsagen, und seit 1832 lebe er in Moskau. Seine Anstellung habe den

Zweck gehabt, zur Tilgung der im Norden, wie im Süden vorkommenden Viehseuchen mitzuwirken. Das Werk selbst behandelt zuerst Sibirien in Beziehung auf Lage, Ausdehnung, politische Grenzen, Gestaltung der Oberfläche, Klima, Vegetation, Thiere, wilde und Hausthiere, Bewohner, Verwaltung, Verkehr, Viehhandel, und endlich werden einige allgemeine Bemerkungen über Gesundheitszustände mitgetheilt. Ganz auf ähnliche Weise behandelt der Verf. die im Süden gelegene Provinz Katharinoslaw, und nachdem er auf 138 Seiten sich ziemlich weitläufig über die angedeuteten Verhältnisse verbreitet hat, geht er zur Beschreibung der Beulenseuche, sibirischen Pest der Pferde über, beschreibt nachher die Rinderpest und einige andere Krankheiten, wie sie in Sibiren und dann, wie sie in der Provinz Katharinoslaw vorkommen, und beschließt das Werk mit einer tabellarischen Uebersicht über dieselben.

Es kann wohl nicht im Zwecke einer Anzeige sein, sich näher über alle die angegebenen Verhältnisse einzulassen, doch mag es nicht ohne Interesse sein, das, was über das Klima und die Vegetation Sibiriens angeführt ist, hier näher zu berühren, und wir lassen daher Einiges hierüber, wie es vom Verf. angeführt wird, folgen.

Nächst Waldung, Bäumen und Sträuchern überdeckt ein mächtiges Reich niederer Gewächse die weiten Gründe jeglicher Art; reich bewachsene Flächen ziehen sich durch Kreise und Gouvernements, kaum hie und da unterbrochen, hin, gleichsam Auen an Auen — Pflanzen- und Grasgründe, meistentheils wenig oder gar nicht benutzt, über Niederungen und Anhöhen, durch dicke und lockere Waldung, Strauch-

werk, Sand, Moore, Salzsteppen, längs Flüssen und zwischen Seen ausgebreitet. Solcher Striche lassen sich mehrere weit verfolgen: einer zieht sich von Tobolzk nach und über den Ischim, Irtisch, Om bis zum Ob, südlich den Städten Jalutorowsk, Ischim und dem See Abischkan vorbei; ein anderer südlicherer, längs der kirgisischen Linie, fällt weiterhin mit ersterem bis zum Erzgebirge in eins zusammen; einer, jenem ersten nördlich, beginnt aus dem turinskischen Kreise geht durch den tumenschen, südlich tobolskischen, nördlich jalutorowskischen, ischimschen und tarischen Kreis durch die Baraba bis zum und über den Ob. Gleichermaßen dehnen sich solche Ebenen vom Jenisei dem Kan, der Uda und Angara zu; ostwärts vom Baikal sind die burätischen Steppen in vielen Richtungen und Ausdehnungen darunter begriffen; aber außer diesen großen kommen allerwärts kleinere, beschränktere Pflanzen- und Grasflächen in bewohnten und unbewohnten Gegenden, in Wäldern, zwischen und an Bergen, auf Bergrücken, Inseln u. s. w. vielfältig vor.

In Wäldern und waldigen Strauchwerken und um solche herum finden sich häufig: Heidekraut mit rothen, weißen und gelben Blumen; verschiedene Arten Preusel- und Heidelbeeren, in ungemeiner Menge, wilder Hopfen, Kienpost (in West- und Ostsibirien); in Ostsibirien: mehrere Moose und Flechten u. s. w.

Die Steppenpflanzen sind in die gröbern und zartern zu unterscheiden, die sowohl mehr zerstreut und einzeln, als auch nicht selten eine oder nur einige Arten große Felder allein einnehmen; ich rechne dazu: Die Strauch-

potentille und mehrere andere Potentillen, gemeinen Beifuß und Wermuth, große Melden, Gänsefuß, Ampfer, Brenneſſeln (in Weſt- und die viel heftiger brennende nur und beinah allein in Oſtſibirien), Sturmhut, blauer und gelber, Delphinien, ſchwarze und weiße Nieswurz, Bilſenkraut, Kletten, Wieſenraute, Alant, große Arten Aſter, Goldruthe, Kreuzwurz, Diſteln, Bärenklau, Scharten, wilde Möhren, Malven, Habichtskraut, Johanniskraut, Ehrenpreis, Spargel (beſonders viel der kirgiſiſchen Linie zu, am Irtiſch und auf den Inſeln desſelben; man gebraucht die erſten Schößlinge hie und da; ſie ſind gut von Geſchmack, von der Dicke eines Gänſekiels, werden aber bald holzig), Rheinfarrn; dazwiſchen Türkenbunt, Hahnenfuß, Cichorien und weite Flächen faſt einzig mit kleinen Arten Artemiſien, Plantaginen, Anthemiden u. dgl.

Den Wieſen und reinern Grasauen ſind mehr eigen: von der erſten Frühjahrszeit an mehrere Anemonen, Ehrenpreis, Scabioſen, die dünnblättrige Lilie, gelbe Tagblume, Labkraut, Kreßarten, Laucharten, Storchſchnabel, Glockenblumen, kleine Aſterarten; vorzüglich viele hohe und niedere Kleearten, Wicken, Aſtragaln, Bocksbart, Scorzeonere, Prunellen, Lichtnelke, Bartſie, Schildkraut, Kuhweizen, Löwenmaul, Wieſenknopf, Berglinſe, Schuppenwurz, Schottenklee, Süßklee, Schneckenklee, Bockhornſamen, Ginſter, Walderbſe, Peltſchen ꝛc. An eigentlichen Gräſern machen die mehrſten Arten: Viehgras, Lieſchgras, Fuchsſchwanz, Hirſengras, Schmielen, Schwingel, Trespen, Hafer, Gerſten, Loch, Quecken aus.

Auf Moor-, Sand- und Salzboden sind unter andern häufiger: haarförmiges und federartiges Priemengras, Haargras, Rehrkraut, Berufskraut, Erdbeerspinat, Ehrenpreis, mehrere Potentillen, Aster, Ranunkel, Labkraut, Wegbreit; Chenopodien und Sedenarten, Salzkraut, Miere, Steinsamen, Lotwurz, Winden, Wohlkraut, Euphorbia, Glaskraut, Agrimonien, Mohn ꝛc.

Wasser- und Sumpfgewächse, nämlich solche, die nur in und auf dem Wasser leben, oder an Rändern der Flüsse, Bäche, Seen, vorzugsweise in Sümpfen vorkommen, sind: Weiße und gelbe Nymphe, Wasserkraut, Wasserlinsen, Pfeilkraut, Kalmus, Wasserschierling, Wasserfenchel, Eisenkraut, Wolfsfuß, Zweizahn, Arten von Wasserknöterig, Dotterblume, Fieberklee, Froschlöffel, Wasserviole, Wasserrispe, Wassermerk, Wasserschlauch, Schafgarbe, Weiderich, Nelkenwurz, Pfennigkraut, Braunwurz, Dreizack, Wollgras, Rohrkolben, von Arten Hahnenfuß, Läusekraut, Wassermoose, Ulven und dergl. nebst einer Menge großer und kleiner Schilf- und Binsenarten. Hierher gehören auch viele große und kleine Riedtgräser, welche übrigens auch allen anderen Standorten zukommen, und sowohl in Wäldern, als auf Steppen, Wiesen u. s. f. überhaupt allerorts einzeln oder in großen Massen eingemischt sich vorfinden.

Es bedarf wohl der Erinnerung nicht, daß diese Standorte sehr allgemein genommen sind, und wenigstens viele der genannten Pflanzen und ihre Arten an dem einen sowohl als dem andern vorkommen, daß auch nur eine geringe Anzahl derselben angegeben werden konnte, daß aber eine speziellere Aufzählung nicht allein nach

ihrer Heimath in Süden und Norden, in Westen oder Osten auf oder an Bergen, Felsenabhängen, Flüssen oder Seen, in Thälern, Tiefen, auf gebaueten oder ungebaueten Orten, Brachfeldern, in Gärten u. s. w. viel zu weitschweifig geworden wäre.

Ganz Sibirien, doch mehr das westliche ist reich an Schwämmen jeder Art, die in der warmen Jahreszeit, besonders des Herbstes an günstigen Orten in Menge erscheinen.

Viehweiden. Hierunter darf man sich in Sibirien (und auch wohl in dem größern Theile des europäischen Rußlands) größere Städte etwas ausgenommen, keine so abgemessene und beschränkte Plätze denken, wie man gewöhnlich zu verstehen gewohnt ist. Stellt man sich solche als Orte vor, wo Heerden oder überhaupt Vieh auf freiem Felde seine Nahrung selbst zu finden hat, wo es nach Willkür selbst geht oder geführt wird, so kann man allenfalls dreierlei Weiden annehmen: 1) gewissermaßen bestimmte Triften, unveränderliche um oder in der Nähe bewohnter Orte, 2) veränderliche, unbestimmte nomadischer Völker, 3) eben solche der Wanderheerden.— Bei größern Städten hat man eigends für Viehweiden bestimmte Plätze, bei manchen für verschiedene Thierarten abgesonderte und dazu nach Möglichkeit schickliche Stellen gewählt. Die Dörfer und ähnliche Orte haben ihre Viehweide, unter dem Namen Viehtrift, gewöhnlich nächst um sich herum; es ist nämlich eine Verzäunung rings um das Dorf herumgezogen, von mehr oder minderem Umfange, im Durchschnitte von 2 — 3 bis 10 u. m. M., in welchem weiten Raume die Thiere nach

Jahreszeit und Witterung halbe oder ganze Tage oder Tag und Nacht zubringen, daselbst auch Wasser finden, überhaupt meist nach Willkür leben. Wegen der großen Räumlichkeit enthalten solche Triften meist stehendes und fließendes Wasser, Seen, Sümpfe, Flüsse, Wald, Gesträuch, kahle, dürre und gute bewachsene Stellen, so wie auch Straßen und Wege durch dieselben gehen müssen. Doch sind nicht alle Dörferlagen zu dergleichen Triften geeignet. Sie mögen aber sein wo und wie sie wollen, so werden sie nicht sehr in Acht genommen und zumal nach beendigter Heu- und Getreideernte geht das Vieh nach Lust und Belieben ins Feld, wohin es will.— Bei Nomadenvölkern ist alles Land Weide, wo sie mit ihren Heerden herumziehen, und da ihre Steppen sehr geräumig sind, so wird nie alles Gras benutzt, der größere Theil bleibt vielmehr unbeweidet; doch haben sie auch Berechnungen und aus Oertlichkeiten, Jahreszeiten, Witterung und anderen Umständen abgeleitete Regeln, in Folge deren sie die Steppen nur zu gewissen Zeiten hier oder da beziehen, längere Zeit auf einer verweilen oder in mehreren Jahren kaum auf eine zurückkehren. Dieß sind also Weiden in der größten Ausdehnung, aber keine Triften im engern Sinne; sie dienen Sommer und Winter für Pferde, Rindvieh und Schafe. — Die Weidestellen der Treibheerden sind wo möglich noch unbeständiger, indem sie eine und dieselbe Heerde beinahe oder meist nur einmal im Leben und nur kurze Fristen beweidet; dieß Treibvieh von entlegenen Orten herbeigeführt ist meist für weit entlegene Orte bestimmt, und überzieht die Weideplätze mehr nur im Vorübergange. Die Gras-

gründe, Auen, welche sie durchwandern, sind, wie oben angegeben ist, so räumlich und grasreich, können willkürlich benutzt werden, daß man über die Wahl nie in Verlegenheit geräth, und die Weiden selbst bleiben gleichsam immer frisch und neu.

Künstliche Weiden hat man nicht, die Gaben der Gegend werden so benutzt, wie sie die Natur bietet. Daß man der Kunst größtentheils nicht bedarf, ist aus eben Gesagtem leicht zu ersehen; doch kann man auch nicht verkennen, daß sie zum Besten der Stadt- und Dorfheerden, wenigstens manc.er, zu wünschen wäre. Hinsichts des Vegetationszustandes, der Erzeugnisse, also der Tauglichkeit, verdienen gar manche wenig Lob; am mehrsten stehen die der Städte, oftmals die eingegrenzten der Dörfer nicht viel minder zurück; beide sind öfter eher schlecht als gut zu nennen, troß aller Räumlichkeit. Nicht gerechnet, daß die Ortsbeschaffenheit nicht immer zur Weide paßt, viel untaugliches Land enthält, daß durch steten Viehgang die besten Futterpflanzen vertilgt und den gröbern, verachteten um so mehr Gelegenheit zu wuchern gegeben wird, so entwerthen sie auch noch andere zufällige Umstände. Deßhalb ist es gut, daß das Vieh der Dörfer und kleinen Städte an begrenzte Triftplätze weder gewöhnt noch sehr gebunden ist. Ich weiß nicht, ob es auch ärmliche, unzureichende oder schlecht geeignete Weiden der Nomaden- und Treibheerden gibt, namentlich zur Sommerszeit, da ihrer Wahl so viel Raum zu Gebote steht; wenigstens habe ich dergleichen nicht gesehen, vielmehr nie grasreichere, anmuthi-

gere als in den Steppen der Nomaden und auf den Wanderungen der Treibheerden gefunden.

Was dann die Beulenseuche selbst betrifft, so beschäftigt sich der Verf. zunächst mit den Benennungen derselben, und es werden hier zunächst diejenigen des Milzbrandes aufgeführt. Die gebräuchlichsten in Sibirien seien: Wunde, Schwäre, Seuche, Pestschwäre, Pestseuche, Wind- oder Luftkrankheit, Luftseuche. Der Verf. hält den Namen sibirischer Milzbrand für den richtigsten. Von den Benennungen geht derselbe zur Aufzählung der Literatur und dann zur Geschichte dieser Seuche über. Die ersten Nachrichten über diese Krankheit verdanke man Gmelin, Georgi, Holk, Pallas, Renovanz, Müller, Hablizl. Das, was Dr. Martius darüber bemerkt, scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu sein. Seinen eigenen Beobachtungen läßt der Verf. das, was er vom Hörensagen her hat, vorausgehen. Nach Einigen soll diese Krankheit eine neue, vor 30 bis 40 Jahren wenig bekannte gewesen sein, nach Andern wurde dieselbe vor 50 bis 60 Jahren schon bemerkt. Nach des Verf. eigenen Beobachtungen herrschte sie von 1810 bis 1816 alle Jahre bald hier, bald dort, ebenso in den folgenden Jahren bis 1822. Am heftigsten und gefährlichsten komme sie an der Irtisch und der kirgisischen Linie vor, und es gebe in Sibirien Orte, wo sie alljährlich auftrete, an andern hingegen sehr selten, und dieses seien die hoch-, jene die tiefliegenden Gegenden; doch haben auch nicht alle höhern Lokalitäten diesen Vorzug. An Orten, wo sie mehrere Jahre hinter einander auftrete, bleibe sie oft ebenso lange wieder aus. Der Zeitpunkt

des Ausbruches der Beulenseuche sei der heiße trockene Sommer, wochenlang andauernde stille, schwüle Luft bei der Richtung der Luftströmung von Süden und Westen. In Sommern, die kalt und naß waren, mit vielen Nord- und Nordostwinden, habe er die Krankheit nie ausbrechen sehen. Es komme diese nur bei Pferden und Menschen vor, wenigstens habe er sie bei andern Thieren nie erscheinen sehen. Wenn mitunter zur Zeit, als dieselbe unter Pferden herrsche, auch andere Thiere zu Grunde gehen, so bleibe es zweifelhaft, daß es an dieser Krankheit geschehen sei.

Der Verf. nimmt drei verschiedene Formen der Beulenkrankheit an, die sich insbesondere auf den verschiedenen Verlauf beziehen. Es entstehe zuerst eine Anschwellung in der Gegend des Kehlkopfes oder am Halse, an der Brust, oder auch an andern Theilen des Körpers von der Größe eines Thalers, und kaum einige Linien über die Haut erhaben, die meist unschmerzhaft sei. Beim Entstehen derselben finde ein unwillkührliches Zusammenfahren Statt, und es sei, wie wenn das Thier erschrecke; sehr bald erhole sich dieses aber, und es scheine dann innerlich ganz gesund; es daure 36 — 72 Stunden, oft auch 2, 5 — 8 Tage, bis sich Zeichen eines Allgemeinleidens entwickeln; doch gebe es auch einige, bei welchen dieses mit dem Auftreten der Beulen beginne, das Leiden mache aber häufig Intermissionen. Verminderte Lebhaftigkeit der Augen, Mattigkeit, häufigerer Puls, später Unruhe und Abnahme des Arterienschlages bezeichnen das Ergriffensein der Thiere. Endlich, nachdem diese 4, 8 bis 14 Tage so zugebracht, enden

sie plötzlich. Der Verf. sah Thiere dieser Gattung, während dem sie kurz zuvor noch wieherten, während dem sie Futter im Maule hielten, umfallen und zu Grunde gehen. Die zweite Art zeichne sich dadurch aus, daß, nachdem die Beule aufgetreten, sich schon nach 8 bis 10 Stunden Zufälle des Allgemeinleidens einstellen, während sich jene schnell vergrößern, und einen bedeutenden Umfang erreichen. Zittern, Unruhe, Zeichen von Schmerz, abwechselnde Temperatur der Extreme, trübe Augen, anfänglich voller, häufiger, dann kleiner, sehr häufiger Puls bezeichnen in diesem Falle die Krankheit. Oft komme zu dieser Röcheln, sehr beengtes Athmen, besonders wenn die Geschwulst am Halse vorkomme. Der ganze Krankheitsverlauf daure 8, 12, 24 Stunden bis 2 bis 3 Tage. Die dritte Art bezeichnet der Verf. als apoplektische Form, sie gebe keine Zeit zur Untersuchung. Die Thiere fallen mit den ersten Erscheinungen der Beulen; der Todeskampf daure nur ½ bis 1 Stunde. Auffallend sei, daß die Kranken während dem Verlaufe des Uebels die Freß- und Saufluſt nicht verlieren, meist auch die Sekretionen regelmäßig von statten gehen, selten schwache Kolikzufälle eintreten. Die Krankheit ende ohne kritische Zufälle, oft schnell, oft auch habe sie hierzu einige Tage nothwendig; sie lasse keine Spur von ihrem Dagewesensein zurück, außer einer Narbe, wenn die Beulen aufgeschnitten oder gebrannt wurden, oder Sphacelus die Haut auf denselben ergriffen gehabt habe. Rückfälle habe er keine gesehen, wohl aber, daß dasselbe Pferd in einem Sommer mehrmals von der Krankheit ergriffen wurde. Komplikationen mit andern

Leiden habe er nicht angetroffen. Ihm selbst sei kein Fall vorgekommen, in welchem nicht Beulen an der Außenfläche des Körpers erschienen seien; in den meisten Fällen trete nur eine, selten zwei bis drei derselben auf und zwar meist einige Zeit auf einander. Der Hals, die Vorderbrust und der Bauch seien die gewöhnlichsten Stellen, wo sie auftreten, die am Hals auch die gefährlichsten. Es gebe drei Arten, eine, die ihren Sitz nur in der Haut habe, eine solche, die in das darunter liegende Zellengewebe gehe, und endlich eine, die aus mehreren Klumpen bestehe und unter der Decke liege. Dieser Unterschied bestehe indeß nur im Beginn ihres Auftretens, später nicht mehr; sie enthalten ein festes, sulziges Gewebe, das die gesunden organischen Gebilde einschließe; den flüssigen Inhalt müsse man mit Gewalt herausdrücken. Wenn sie groß geworden seien, so gleichen sie mehr Wassergeschwülsten mit Entzündungsgrund und solchen Streifen durchzogen; sie erweichen sich nicht, gehen auch nicht in Eiterung über, wohl aber können reizende Mittel, Einschnitte ꝛc. sie zum brandigen Absterben bringen. Die Sektion zeige neben den Entartungen durch die Beulen Blutunterlaufungen an verschiedenen Stellen des Körpers. In die Bauchhöhle habe sich röthlichtes Wasser ergossen; die Gedärme haben kleinere oder größere schwärzliche Flecken von Blutunterlaufung; das Fett stelle eine gelbe, gallertartige Masse dar; die Milz finde man mit vielem Blute ausgedehnt, die krankhaften Erscheiuungen in der Brusthöhle haben Aehnlichkeit mit denen in der Bauchhöhle; doch kamen sie hier seltener, meist nur, wenn die Beulen am Halse ihren

Sitz hatten, vor. Das Blut habe der Verf. in vielen Fällen aufgelöst, in andern aber wenig von der Norm abweichend gefunden. Den Gang der Seuche bezeichnet der Verf. ganz so, wie den des Milzbrandes, wie er bei uns vorkommt. In dem einen Jahre sei die Seuche nur auf einzelne Orte beschränkt, in andern erstrecke sie sich über ganze große Bezirke und Länder, was der Milzbrand in den gemäßigten Zonen nie thue, wenigstens bis dahin es nicht gethan habe; der Charakter derselben sei das eine Jahr gut= das andere bösartig. Bei Menschen fange die Beulenseuche gewöhnlich erst an, wenn diese schon einige Zeit unter den Pferden geherrscht habe; doch gebe es auch Ausnahmen hiervon, nnd es komme diese Krankheit selbst an Orten unter Menschen vor, wo man keine Krankheit unter den Thieren wahrnehme; daher ist derselbe geneigt, die Krankheit auf andere Weise als durch Uebertragung von Thieren auf Menschen zur Entstehung gelangen zu lassen. Die Menschen fühlen beim Beginn des Uebels oft einen leisen, oft aber auch einen durchdringenden Schmerz. An dieser Stelle bilde sich ein röthlichter Punkt mit einem weißen Blätterchen und einer Härte; die Anschwellung nehme schnell zu, die Stelle, wo das Blätterchen entstand, werde schwärzlich, und um dieselbe entstehen viele kleine Bläschen, bei andern bilde sich um die harte Anschwellung eine ödematöse Geschwulst. Die Zufälle der Krankheit seien übrigens bei Menschen und Pferden fast gleich. — Die Gelegenheitsursachen der Beulenseuche kenne man noch nicht; so viel betrachtet indeß der Verf. als gewiß, daß die Krankheit nicht anstecke, unter dem Ein=

fluß einer besondern Witterung stehe, und eine besondere Modifikation des Milzbrandes ausmache. Das Wesen der Krankheit sucht der Verf. in einer Entmischung des Blutes. Mit dem Milzbrande hält er dieselbe nicht für identisch; er sagt: der Milzbrand treffe vorzüglich das Rindvieh, Pferde leiden nicht daran. Die Beulenseuche komme bei dem Menschen ursprünglich, jener nur durch Ansteckung vor. Beide Krankheiten haben weder gleiche Zeiten, noch gleiche Landesgegenden. Bei der Beulenkrankheit komme das äußerliche Uebel zuerst zum Vorschein, bei dem Milzbrande trete der innere Krankheitszustand zuerst auf, der letztere sei ansteckend, die erstere nicht.

Zur Vorbauung der Krankheit habe man keine Absperrung nothwendig, die kranken Thiere dürfen auch keine besondern Wärter haben. Niedere Weiden soll man, wo möglich, mit höher gelegenen vertauschen, die Pferde öfters schwemmen, waschen ꝛc.; die grüne Fütterung sei mit trockener zu vermischen u. s. w.

Der Verf. geht nun zur Angabe der Behandlung über, und bemerkt, das Uebel müsse bald so, bald wieder anders behandelt werden, je nach den Thieren und dem Verhalten der herrschenden Krankheit überhaupt. Mit dem Blutlassen müsse man sehr behutsam sein, ebenso mit schwächenden Mitteln. Purgiermittel habe er immer schädlich gefunden. Nach Blutentziehungen soll man den Salmiak anwenden, und habe die Krankheit einen langsamen Verlauf, so seien die gewürzhaften Mittel zu empfehlen. Ein gewisser Kern will den Arsenik zur Heilung derselben sehr wirksam gefunden haben. Am Schlusse

stellt der Verf. seine Ansichten über diese Krankheit zusammen, indem er sagt: sie hat am meisten Aehnlichkeit mit dem Milzbrande, und stellt eine eigenthümliche Spezies desselben dar; sie ist dem südlichen Sibirien angehörig, zeigt sich indeß bald nur in einzelnen Fällen bald als Seuche, bald in diesem oder jenem Theile desselben; sie erscheint nur in der wärmsten Zeit des Jahres; ihre Gelegenheitsursachen sind unbekannt. Die Ortlage scheint wenig Einfluß auf ihr Entstehen auszuüben, obgleich Sümpfe, Flüsse ꝛc. nicht ohne Verdacht sind; Lebensweise und Nahrungsmittel üben keinen Einfluß auf ihr Entstehen aus; sie befällt vorzüglich Menschen und Pferde, doch letztere mehr und nicht stets beide zugleich; sie entwickelt weder bei dem einen noch bei dem andern ein Miasma oder Kontagium; sie kann mehrere Male bei einem Subjekte erscheinen. Den Anfang der Krankheit macht in der Regel eine Beule; die Anlage zu ihr kann lange Zeit im Körper verborgen liegen; sie ist heilbar, doch bei Pferden öfters tödtlich. Es gibt kein sicheres Vorbeugungs- und auch kein ganz sicheres Heilmittel.

Referent glaubt, es habe uns der Verf. abermals den Beweis geleistet, wie unter verschiedenen Formen der Milzbrand auftreten könne; denn so sehr sich derselbe bemüht, die von ihm beobachtete Beulenkrankheit zu einer selbstständigen, nur im südlichen Sibirien vorkommenden Krankheit zu stempeln, so sind wir doch mit dieser Ansicht nicht ganz einverstanden. Schon oft hat man in dem gemäßigten Europa den Milzbrand vorwaltend unter Pferden herrschen sehen, während er unter andern Hausthieren selten oder gar nicht erschien. Der

Milzbrand ist auch nicht in allen Fällen ansteckend, und es bleibt uns immer noch sehr zweifelhaft, ob die Krankheit, die der Verf. beschreibt, bei dem Menschen ursprünglich vorkomme. Wenn in Sibirien die Beulenkrankheit immer nur im Sommer und nie zu einer andern Jahreszeit vorkommt, der Milzbrand mitunter aber auch im Herbst, Winter ꝛc. erscheint, so mag diese Verschiedenheit theils von dem Klima, theils aber auch von der Behandlung der Thiere herrühren, nicht aber von der verschiedenen Natur der beiden Krankheitsformen bedingt sein.

Sehr umständlich behandelt dann der Verf. die Rinderpest, wie sie in Sibirien vorkommt, und gibt uns einen wichtigen Beitrag zur nähern Kenntniß dieser Seuche. Wir können uns hier nicht weiter hierauf einlassen, und werfen daher nur einen Blick auf die Schlußfolgerungen des Verf. Nach diesem erzeugt sich höchst wahrscheinlich die Krankheit ursprünglich nur in den kirgisischen und südlich westsibirischen Steppen und im europäischen Rußland. In diesen Ländern hat sie ihren Anfangspunkt, von welchem sie in verschiedenen Richtungen ausströmt. Der Wege zur Verbreitung aus den kirgisischen Steppen und Sibirien seien zwar viele, doch bilden diese hauptsächlich die sibirische West- und die orenburgische Grenze.

Endlich geht der Verf. zu der Beschreibung mehrerer Krankheiten der Hausthiere im südlichen Rußland über. Nachdem er im Allgemeinen eine geschichtliche Uebersicht über das Vorkommen derselben in den Jahren 1824 bis 1830 gegeben hat, spricht er von dem

Blutharnen, der Nieren=, Leber=, Milz= und Bruſtentzündung, dem Milzbrande, Durchfall, und zwar hat er dieſen auch bei den Kameelen beobachtet, und wir werden Gelegenheit nehmen, das darüber Angeführte in den Leſefrüchten aufzunehmen. Maul= und Klauenſeuche, der Hauptttheil dieſes Abſchnittes, iſt indeß dem bösartigen Fieber gewidmet, über welches uns der Verf. in Ungewißheit läßt, ob es die Rinderpeſt oder eine andere Krankheit iſt. Den Schluß macht eine Tabelle, in welcher die ungefähre Zahl der erkrankten, zu Grunde gegangenen und geneſenen Thiere enthalten iſt. Eines Auszuges iſt auch dieſe Abtheilung des Werkes nicht fähig.

Es verdient das Werk jedenfalls von jedem Thierarzt geleſen zu werden; es führt uns in eine Gegend, die dem thierärztlichen Publikum noch ſehr wenig bekannt iſt, wo die Thiere zum größern Theile in halb wildem Zuſtande leben, die Zahl derſelben äußerſt groß iſt, und in welcher alle Verhältniſſe, welche auf ſie einwirken, anders als bei uns ſich geſtaltet finden, und es verdient der Verf. um ſo mehr unſern Dank für ſeine Arbeit, als in derſelben ganz beſonders die Krankheiten des Rindviehes berückſichtigt ſind, die wir immer noch viel zu wenig kennen. Wenn wir einen Tadel über dasſelbe auszuſprechen haben, ſo iſt es der, daß dasſelbe an vielen Stellen zu weitläufig iſt, und im Ganzen der Inhalt weit enger hätte zuſammengedrängt werden können.